

TANJA KOKOSKA

**GUTEN MORGEN,  
SCHÖNES WETTER  
HEUTE**

ROMAN

dtv

Der Roman enthält mehrere Zitate aus Gedichten  
von Rainer Maria Rilke. Sie sind dem Band  
»Rainer Maria Rilke – Die Gedichte« entnommen,  
der im Insel Verlag erschienen ist.

Das Zitat auf S. 5 stammt aus dem Song  
»Dieselben Sterne« von  
Sven Regener / Element of Crime.

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG  
Tumblingerstraße 21, 80337 München  
produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung und Illustration: Miriam Bröckel

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28562-9

Reich mir deine Hand, wenn Hände selten  
und Worte überflüssig sind.

Über dir, über mir  
dieselben Sterne.

*Element of Crime*

*Für meinen Mann,  
mit dem das Leben ein Fest ist*

Wenn man die Welt von oben betrachtet, etwa von der Spitze eines Kirchturms, irgendwo in einer großen Stadt, dann sieht man jetzt die Dächer einer Siedlung. Sie heißt »Am Kastanienbaum«. Das klingt nach Natur, nach frischer Luft und Blätterrauschen. Beschaulich. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus.

Genau 1584 Menschen wohnen in den einhundert dreistöckigen Mietshäusern, sie leben Tür an Tür und allzu oft nebeneinander her.

Das zeigt sich, wenn man sie und ihren sehr kleinen Teil der Welt von oben betrachtet. Dann sieht man, was alles zur selben Zeit geschieht – vor den Türen und auch dahinter.

Wie an diesem Montag um 8.55 Uhr. Da ist Ina, die aus dem Haus Am Kastanienbaum 1 kommt. Sie muss sich beeilen, sie hat einen Termin beim Zahnarzt in der Nummer 90. Ihre langen blondierten Haare sind feucht. Es wirkt so, als wolle Ina sie in der milden Morgenluft trocken rennen, doch dafür reicht die Zeit ja gar nicht und, wenn man ehrlich ist, auch nicht Inas Kondition.

In der Hausnummer 22 öffnet das Ehepaar seinen Laden mit der blauen Markise. Über der Tür steht »Arslan – Obst, Gemüse, Lebensmittel«. Der Mann trägt einen Korb, aus dem es herrlich duftet. Seine Frau schreibt mit Kreide auf

eine schwarze Tafel: *Heute frische Feigen*. Ihre Schrift ist geschwungen, es sieht aus wie Kalligraphie, das macht sie so aus dem Handgelenk.

Man sieht Herrn Bello in der Hausnummer 35, zweiter Stock. Er liegt im Bett, er schläft gerne lang, dann ist der Tag kürzer. Herr Bello dreht sich zu der Bettseite, auf der früher seine Frau lag. Sie ist leer, so wie jeden Morgen seit fünf Jahren. Und wie jeden Morgen seit fünf Jahren braucht Herr Bello einen Moment, um zu begreifen, dass das so ist.

In der Gaststätte »Zum Plaudern«, Hausnummer 52, haut der Koch schwungvoll mit einem Fleischklopfen auf rohe Schnitzel, das hat bestimmt etwas Befreiendes. Man kann auch nicht umhin anzunehmen, dass er länger klopft, als nötig wäre.

Frau Kaiser im Erdgeschoss von Nummer 85 steht leicht vorgebeugt vor dem Kühlschrank und kann die Butter nicht finden. Sie wird sie später im Bad entdecken, in dem Schränkchen über dem Waschbecken, während sie ihre Fußcreme sucht.

Am anderen Ende der Siedlung, in dem neu eröffneten Nagelstudio in der Hausnummer 91, träumt eine junge Frau davon, eines Tages jemand Berühmtem die Nägel zu machen, Adele vielleicht oder Taylor Swift. Sie hat noch fünf Minuten Zeit, um die Lackfläschchen auf ihrem Arbeitsplatz nach Farben zu sortieren, so will es ihre Chefin. Es ist besser, zu tun, was die Chefin will. Den Farbton Koralle stellt sie nach vorn. Das ist der schönste.

Und ganz in ihrer Nähe bricht ein Baggerfahrer Asphaltstücke aus der Straßendecke. Bis er zu der fünfhundert Kilogramm schweren Bombe vordringt, die dort seit über achtzig Jahren in der Erde liegt, wird es noch eine Weile

dauern. Aber Schicht für Schicht rückt das Unvermeidliche näher.

So also sieht das Geschehen von oben aus. Und wenn man schon dabei ist, es zu betrachten, erkennt man auch, wie verdammt knapp das Leben an einer Begegnung vorbeischrämen kann. Wäre Ina nur fünf Minuten früher aus dem Haus gekommen, dann hätte sie nicht rennen müssen; sie wäre die Sache entspannter angegangen, so entspannt das mit Zahnarztangst eben geht. Dann hätte sie gesehen, wie Frau Kaiser ihr Küchenfenster öffnet und dabei ein Eichhörnchen aufschreckt. Ina wäre stehen geblieben, um das Eichhörnchen passieren zu lassen, eventuell hätte sie dazu eine Geste wie eine Verkehrspolizistin gemacht, und Frau Kaiser hätte ihr lachend zugerufen: »Rechts vor links!« Mehr wäre nicht geschehen. Ein kurzes Zusammentreffen zweier Frauen, die in derselben Siedlung wohnen und nichts voneinander wissen, nicht mal ihre Namen.

Wäre Ina eine Minute später losgerannt, also um 8.56 Uhr, hätte sie Herrn Bello in seinem karierten Pyjama sehen können, wie er die Schlafzimmervorhänge aufzieht, das Fenster aufmacht und mit ernster Miene hinausschaut. Obwohl sie es eilig gehabt hätte, noch eiliger als ohnehin schon, hätte Ina Herrn Bello zugewunken, sie kennt ihn vom Sehen, und Herr Bello hätte »Guten Morgen« gesagt. Und damit hätte er an diesem Tag viel früher als sonst gesprochen.

Es wären flüchtige Begegnungen gewesen, nichts Außergewöhnliches, nur kleine Momente, die das Alleinsein überdeckt hätten. Frau Kaiser hätte diesen Moment vielleicht rasch wieder vergessen, sehr wahrscheinlich sogar. In dem Augenblick hätte sie jedoch gespürt, dass es in dieser Siedlung, in der sie schon seit so vielen Jahren wohnt und immer

weniger Menschen kennt, eine gewisse Nähe gibt, ein Beieinandersein. Ina hätte das auch gespürt und Herr Bello ebenfalls. So aber, wegen gerade einmal sechzig Sekunden, ist nichts dergleichen passiert. Zum Glück geschieht allerhand anderes. Und es hat das Zeug dazu, das Leben auf den Kopf zu stellen.

**ERSTER TEIL**

**VERSTECKSPIELE**

## **IN DEM GLEICH EIN GUTES BAUCHGEFÜHL AUFKOMMT**

Wenn man es nicht besser wüsste, könnte man meinen, Ina sei eine Frau, die eine Stärke hat, eine Unerschütterlichkeit. Das liegt wohl daran, dass sie sehr groß und kräftig ist. Dass sie eine feste, dunkle Stimme hat. Und natürlich an den Tattoos. Aber Ina ist sogar recht leicht aus der Ruhe zu bringen. Sie gibt sich nur Mühe, damit man es nicht so schnell merkt. Das gelingt ihr nicht immer gleich gut.

Jetzt sitzt sie auf diesem Stuhl. Allein sein Anblick genügt, um Ina zu erschüttern. Als gäbe es in ihr stützende Wände, an denen jemand rüttelt. Der Stuhl ist türkisblau, alles hier ist türkisblau, auch die Wanduhr, der Plastikbecher auf dem Waschbecken und das Papierlätzchen um Inas Hals. An die Decke hat jemand zwei freundliche Delfine gemalt, genau an die Stelle, auf die der Blick fällt, wenn man mit geöffnetem Mund daliegt. Ina schaut woandershin. Sie starrt auf die metallenen Instrumente, die ordentlich auf einem Tablett vor ihr aufgereiht sind, wie Besteck für ein mehrgängiges Menü. Sie sehen hinterlistig aus, genauso hinterlistig wie der Stuhl und das Türkisblau und die freundlichen Delfine. Ina denkt: Für wie blöd halten die mich eigentlich?

Ihr Herz schlägt schnell, und das kommt nicht mehr vom

Rennen. Ina versteht nicht, weshalb Zähne überhaupt Nerven haben müssen, da hat die Natur doch gepfuscht. Morgen ist ihr neunundvierzigster Geburtstag. Als Erwachsene sollte sie nicht solche Angst vor Zahnärzten und deren Besteck haben, schon klar. Sie müsste wissen, dass der Schmerz vorübergeht. Doch das ist gar nicht das Problem. Das Problem ist, nicht zu wissen, wann der Schmerz kommt.

Das weiß man freilich nie. Man kann versuchen, sich dagegen zu wappnen. Sich vom Schmerz nicht überrumpeln zu lassen. Das macht Ina auch. Aber es kostet Kraft, wie beim Dauerlauf. Das hält kein Mensch auf Dauer durch. Man kann nicht ständig die Finger in die Armlehnen kralen. Irgendwann lässt man los.

»Der Herr Doktor ist gleich bei Ihnen.« Ina kann die Frau, der die Stimme gehört, nicht sehen, sie sitzt mit dem Rücken zu ihr, Blick zum Fenster. Durch den Lamellenvorhang erkennt sie einen Hinterhof mit Parkplätzen, Mülltonnen und einer einzelnen Birke, die wirkt, als hätte sie sich hierher verirrt. »Okay«, sagt Ina zu der Birke. Dabei ist nichts okay. Die Frau zieht die Tür hinter sich zu. Es wird wieder still, nur gedämpft hört man Straßenbaulärm und das schleifende Geräusch einer Baggerschaufel auf Asphalt. Ina wischt die Hände an ihren Leggings ab. Auf beide Handrücken sind Skelettknochen tätowiert.

Ihr wird heiß, von einer Sekunde auf die andere. Sie kennt das, so geht es schon seit ein paar Monaten. Am liebsten würde sie ihr Oberteil ausziehen, aber darunter trägt sie nur einen BH. Außerdem hat sie das Papierlätzchen schon um, und das T-Shirt ist weit genug, um ihren Bauch zu verdecken. So ein Bauch ist besonders hinterlistig. Erst ist er nur von der Seite zu sehen und irgendwann auch von vorne. So wie da-

mals, als Ina schwanger war. Da hat sie allerdings gewusst, dass so ein Bauch vorübergeht, genau wie der Schmerz. Was immer sie jetzt anstellt – rennen, fasten, wegschauen –, dieser hier geht nicht vorüber. Niemand hat sie gewarnt, dass man von Bäuchen überrumpelt werden kann.

Ina schiebt die Unterlippe vor und pustet Luft auf ihre Stirn. Dann trinkt sie den Becher mit dem Wasser, das eigentlich zum Mundausspülen gedacht ist, in einem Zug aus. Die Uhr zeigt Viertel nach neun.

Ihr Sohn Henry hat sie heute zweimal wecken müssen. Sie war so müde gewesen vom Spätdienst im Hotel, sie hatte es nicht mal geschafft, sich abzuschminken. »Du siehst aus wie ein Pandabär«, hatte Henry gesagt und gelacht. Er hatte ihr auch wieder Frühstück ans Bett gebracht, Kaffee und Müsli mit aufgetauten Himbeeren, und ihr eingeschärft, sie solle an ihren Zahnarzttermin denken und sich gründlich die Zähne putzen. Ina weiß, dass es umgekehrt sein müsste. Sie müsste Henry wecken, ihm Frühstück ans Bett bringen und ihn ermahnen. Aber sie genießt es, wenn er das tut. Außerdem ist das alles ohnehin bald vorbei.

Henry schreibt heute die letzte Deutschklausur vor den Ferien, Textanalyse, Judith Hermann, *Aller Liebe Anfang*. Für Henry kein Thema, »alles safe«, hat er gesagt. Ina fragt sich, wie es sein kann, dass das Kind, das einst aus diesem Bauch kam, schon siebzehn ist. Darüber, was er nach dem Abitur vorhat, spricht Henry nicht. Vielleicht weiß er es selbst noch nicht. Wenn Ina ihn fragt, bekommt sie keine Antwort. Aber es wird sicher an der Zeit sein, dass er von zu Hause auszieht. Ina hat keine Ahnung, wie sie sich gegen diesen Schmerz wappnen soll, doch das sagt sie Henry natürlich nicht. Sie fürchtet sich vor dem Alleinsein.

Vor dem Zuzweitsein allerdings auch. Aller Liebe Anfang ist schwer.

»Guten Morgen, Frau Fransen.« Ein Mann setzt sich neben Ina auf einen Rollhocker. Sein schwarzes Haar schimmert, seine Wimpern sind dicht und lang. Jung sieht er aus. »Wir kennen uns noch nicht. Mein Name ist Amir Rashid. Ich bin der Neue hier in der Praxis.« Er lächelt. Seine Zähne sind sehr weiß. »Sie waren ja eine ganze Weile nicht mehr da.«

Ina schaut ihn an. Er ist doch kaum älter als Henry, denkt sie und will ihn schon fragen, wann endlich der Arzt kommt. Da begreift sie, dass er der Arzt ist.

»Ich bin spezialisiert auf Angstpatienten«, erklärt Herr Rashid. »Ist das bei Ihnen der Fall?«

»Geht so«, sagt Ina.

Herr Rashid nickt. Seine Hände wirken fein und kompetent. »Dann schaue ich mir das mal an.« Er setzt eine türkisblaue Maske auf. Jetzt kann Ina nur noch seine Augen sehen.

Der Stuhl summt, fährt ein Stück herunter, die Rückenlehne klappt nach hinten. Ina zupft an ihrem T-Shirt. Ruhig bleiben, irgendwie. Ihr Herz pocht gegen die Rippen. Es ist kein gutes Gefühl, so unterhalb von Herrn Rashid zu liegen. Das ist der Kontrollverlust, denkt Ina, doch das zu wissen, ändert auch nichts. Sie öffnet den Mund und schaut an die Decke, zu den bescheuerten Delfinen.

Herr Rashid richtet eine helle Lampe auf ihr Gesicht. Er beugt sich vor, sein Körper ist nah über ihrem. Er riecht gut, überhaupt nicht nach Arzt. Eher nach frisch geschlagenem Holz.

Henry sagt, sie brauche endlich mal wieder einen Typen. Ina denkt, nicht mit diesem Bauch, da kann sie sich nicht

entspannen. Und nicht, solange Henry noch bei ihr wohnt. Der Platz reicht ohnehin nicht für drei. Sie haben zwei Zimmer, das eine gehört Henry, in dem anderen stehen der Kleiderschrank und die Couch, auf der Ina schläft. An den Tisch in der Küche passen zwei Stühle.

»Wenn es weh tut, höre ich sofort auf«, sagt Herr Rashid.

Ina denkt, dass es bei den meisten Typen umgekehrt ist: Wenn sie aufhören, tut es erst recht weh. Aller Liebe Ende. Sie will sich das nicht mehr antun, das Zuzweitsein, sie hat keine Kraft, sich gegen diesen Schmerz zu wappnen. Zuletzt hatte sie es vor vier Jahren versucht. Da dachte sie wieder, diesmal ist es etwas anderes, diesmal wirklich. Und dann war es doch wie immer.

Herr Rashid setzt den Bohrer an, sehr behutsam, Backenzahn unten rechts. Ina krallt die Finger in die Armlehnen. Sie hört ihren Puls, er ist in ihrem Kopf, wie ein Wummern von tiefen Bässen. Sie schwitzt, aber sie friert auch, so innerlich. Sie versucht, sich abzulenken, an das zu denken, was sie zu tun hat. Vor allem muss sie in die Wohnung ihrer Eltern und die Schränke leer räumen. Sie hat das lange vor sich hergeschoben, bis heute, bis zum letztmöglichen Tag. Das liegt aber auch an ihrem neuen Job im Hotel. Personalmangel. Da waren nicht mal ihre Tattoos ein Problem. Viele sieht man auch gar nicht, wenn sie langärmlige Sachen trägt. Zusammen mit dem, was sie stundenweise im Tattoo-Studio verdient, reicht es für die Miete und das, was Henry und sie zum Leben brauchen. Sie haben kein Auto, und im Urlaub waren sie schon lange nicht mehr. Immerhin konnte Ina Henry die Klassenfahrt nach Berlin bezahlen. Für den Abschiedskuss auf seine Stirn hat sie sich auf die Zehenspitzen stellen müssen.

Der Schmerz fährt wie ein Blitz durch sie hindurch. Ina schreckt auf, sie schreit, was nicht so leicht ist mit einem Bohrer und einem Speichelsauger im Mund. Herr Rashid hört sofort auf, der Bohrer verstummt.

»Sorry.« Vielleicht hat Ina sich den Schmerz bloß eingebildet, das gibt es ja alles.

Herr Rashid sagt nichts, einen Moment lang schaut er Ina nur an. Dann nimmt er die Maske ab und legt seine Hand auf ihren Bauch. Dorthin, wo die Erschütterung sitzt und auch die Stärke. Beides am selben Ort.

Ina ist überrumpelt, wieder einmal. Sie spannt die Muskeln an, zieht den Bauch ein, das geht wie von selbst. Herr Rashid schüttelt den Kopf. Sein Blick sagt: Loslassen. Seine Hand liegt einfach da. Ina atmet. Wo soll sie bloß hinsehen? Von seiner Hand strömt Wärme in ihren Bauch und von dort überall hin. Es ist eine gute Wärme. Sie hilft gegen das innere Frieren. Ina streicht sich eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht und holt tief Luft. »Okay«, sagt sie, »okay.« Etwas an dieser Wärme, an dieser Geste berührt sie. Sie spürt ein Brennen in den Augen, zwingt die Tränen zurück. Sie weiß gar nicht, wo die auf einmal herkommen. Sie will nicht weinen, bloß nicht. Auch wenn sie Grund dazu hätte, sogar mehr als einen. Sie hat nicht ein einziges Mal geweint, nachdem ihre Mutter gestorben war, wenige Wochen nach ihrem Vater. Nun ist Ina wirklich kein Kind mehr.

Herr Rashid sieht aus, als wüsste er das alles.

Ina schaut ihn an. »Alles safe«, sagt sie. Und da muss sie lachen.

Das schreckt nun Herrn Rashid auf, denn Inas Lachen ist laut. So laut, dass es sogar Herr und Frau Arslan in ihrem Lebensmittelgeschäft hören könnten, 68 Hausnummern ent-

fernt, wenn die Welt gerade ganz leise wäre. Das ist sie natürlich nicht. Aber wenn sie es hören könnten, würden sie mitlachen, so wie jetzt Herr Rashid. Inas Lachen müsste es eigentlich auf Rezept geben.

Sie wischt eine Träne von ihrer Wange. Und plötzlich ist ihr alles egal. Ihr Bauch entspannt sich, ihre Hände entspannen sich, ihr Nacken auch. Sie lehnt sich zurück.

»Gut.« Herr Rashid nimmt seine Hand wieder weg. Trotzdem fühlt es sich eine ganze Weile an, als läge sie immer noch dort.

\* \* \*

Eine halbe Stunde später kommt Ina aus der Praxis. Sie bleibt stehen und schaut in den Himmel, in dem es keine Delfine gibt. Sie streckt sich wie nach einem langen Schlaf. Herr Rashid hat betont, sie dürfe in den nächsten zwei Stunden nichts essen. Traut er mir etwa nicht zu, mich so lange zu beherrschen?, hätte Ina an jedem anderen Tag gedacht. Heute nicht. Das ist gut, es hat etwas Unerschütterliches. Für das, was ihr bevorsteht, kann sie gar nicht stark genug sein.

Zur Wohnung ihrer Eltern ist es nicht weit, Hausnummer 35. Davor stand bis vor Kurzem der letzte Kastanienbaum, den es in der Siedlung noch gab. Er hat die heißen, trockenen Sommer der vergangenen Jahre nicht überlebt.

Ina geht den vertrauten Weg zwischen den Häuserreihen entlang. Sie stehen weit genug voneinander entfernt, dass ein Streifen schütterer Rasen dazwischen passt und Stangen mit Leinen zum Wäscheaufhängen, was nie jemand tut. Die Kinder benötigen sie gelegentlich als Fußballtore. Der Spielplatz besteht aus zwei Schaukeln und einem Sandkasten, in

dem man nur Hunde sitzen sieht, daneben steht eine Bank aus morschem Holz. Das Hellgelb der Fassaden ist längst grau geworden. Wenn es regnet, rinnt das Wasser in dunklen Schlieren daran herab.

Früher wohnten »die Amis« hier, so hieß es damals, die Soldaten aus den Vereinigten Staaten von Amerika und ihre Familien. Für die meisten ist es die »Ami-Siedlung« geblieben, auch wenn die Amerikaner längst abgezogen sind.

Ina schließt die Tür im zweiten Stock auf. Ihre Eltern haben fast zwanzig Jahre in der Siedlung gelebt. Ina ist hierhergezogen, als Henry noch klein war. Die Wohnung war günstig, und es war praktisch, dass sie so nah beieinander wohnten. Ina hatte schon damals zwei Jobs, einen in dem Drogeriemarkt, in dem sie auch ihre Lehre gemacht hatte, und einen sonntags im Café. Daher war Henry oft bei seinen Großeltern. Ina hätte nicht gewusst, wie sie das allein hätte schaffen sollen. Das Kind, die Arbeit, die Erschöpfung. Irgendwann hörten auch die Fragen auf und die Bemerkungen. Dass Henry einen Vater brauche. Dass Henry doch einen Vater habe. Wo der denn sei? Ina hat es ihren Eltern nicht gesagt. Sie hat es nicht sagen können. Weil sie es nicht weiß, bis heute nicht. Aber das wird sich bald ändern.

In der Wohnung ist es still, natürlich, was hat sie erwartet. Es riecht nach Teppichstaub und nach dem Lufterfrischer ihrer Mutter. Lavendel. Im Flur stehen die wenigen Umzugskartons, die Ina vor ein paar Tagen hergebracht hat, falls sie etwas würde behalten wollen. Viel mehr als die Bücher, die sie schon eingepackt hat, würde es jedoch nicht werden. Henry hatte gesagt, er wolle nur seinen Teddy haben, den Opabär. Inas Mutter hatte ihn bestimmt aufgehoben, so wie vieles andere.

Ina geht durch die Räume. Es wirkt, als wären ihre Eltern nur kurz weggefahren, für einen Urlaub an der Mosel oder im Schwarzwald. Ihre Mutter hatte verkündet, sie gehe zu ihrem Mann, zu ihrem Dieter. Als hätte sie beschlossen, zu verreisen. Sie war nur einen Monat nach ihm gestorben. Ina denkt, dass man das für Liebe halten könnte. Ihre Mutter hatte aber bloß nicht allein sein wollen, daran hat Ina keinen Zweifel. Sie erinnert sich daran, wie ihr Vater einmal auf Kur war, drei Wochen lang, und ihre Mutter drei Wochen lang im Fernsehsessel saß, bis er wieder nach Hause kam.

Ina weiß auch nicht, wie das gehen soll, das Alleine-Altwerden. Das Zusammen-Altwerden erscheint ihr allerdings noch verhängnisvoller. Abgesehen davon, dass es dazu jemanden bräuchte.

Ihr Handy klingelt. Alex. Inas beste Freundin. Alex arbeitet immer noch in dem Drogeriemarkt, in dem sie sich kennengelernt haben. Ihr Mann verdient ganz gut. Er baut Fenster. Den Durchblick, sagt Alex, habe er trotzdem nicht. Nach vielen Jahren konnte Ina sie zu ihrem ersten und bisher einzigen Tattoo überreden. Jetzt tragen sie beide einen kleinen Anker unterhalb vom linken Knöchel.

Alex fragt, ob sie jemanden mitbringen könne zu Inas Geburtstagsfeier. »Meine Cousine Kim, wir haben uns ewig nicht gesehen, sie ist gerade zu Besuch. Du kennst sie ja von früher. Weißt du noch, als wir ...«

»Klar«, unterbricht Ina. Die Wohnung, die Stille machen sie nervös. »Aber es wird ja nix Großes. Nudelsalat und Chips. Und Tanzen. Wie in den Neunzigern.«

»Perfekt«, sagt Alex, »da fühle ich mich gleich nur noch halb so alt.«

»Das hält bloß bis zum nächsten Morgen.«

»Immerhin!«

Ina legt auf und sieht sich um. Ein vertrauter und doch fremder Ort. Sofort steigt dieses Gefühl der Beklemmung in ihr auf. Am liebsten würde sie sofort wieder gehen.

Im Wohnzimmer öffnet sie die erstbeste Tür der braunen Schrankwand. Sie ahnt, was sie darin finden wird. Eine Flasche Weinbrand, 38 Prozent Alkoholgehalt, fast leer. Es gab Zeiten, in denen ihre Mutter heimlich trank und dachte, es bliebe unbemerkt. Sie versprach, damit aufzuhören. In den Wochen, bevor sie starb, machte sie sich nicht mehr die Mühe, die Flaschen zu verstecken.

Ina schüttet den Weinbrand in den Topf einer vertrockneten Azalee. Dann greift sie erneut in den Schrank. Die Fotoalben. Ina setzt sich auf den Boden und blättert. Henry als Baby, wie er lacht, spielt, schläft.

Sie blickt auf und denkt an die Party vor achtzehn Jahren zurück. Da war sie Anfang dreißig und wusste nicht, immer noch nicht, was sie vom Leben wollte. Ein Samstagabend im Sommer, Ina und Alex saßen am Badeseestrand und tranken warmen Sangria aus Tetra Paks. Auf Inas T-Shirt stand: »Enjoy the Silence«. Ein Stück von ihnen entfernt feierten sechzig oder siebzig Leute, etwa in ihrem Alter. Niemand darunter, den sie kannten. Ina schaute ihnen zu. Die Art, wie sie redeten und lachten, einander berührten, wirkte selbstbewusst, frei von Zweifeln und von Sorgen. Eine andere Welt, dachte Ina.

»Wir gehen da jetzt hin«, sagte Alex, »da gibt's bestimmt was umsonst.« Wenn Alex etwas entschied, hatte es keinen Sinn, sich zu wehren. Es dauerte nicht lange, da stand sie in einer Gruppe, trank Cola mit Rum und tat, als gehöre sie dazu. Es sah ganz einfach aus. Doch Ina hielt sich lieber am Rand und schüttelte den Kopf, als Alex sie zu sich winkte.

Nach einer Weile, Ina wollte gerade gehen, kam er auf sie zu. Er sagte, er heiße Pixie, und reichte ihr ein Bier. Sein Blick fiel auf ihre Hände: »Coole Tattoos.« In seinem Nacken spannten sich zwei Adlerflügel. Sein Haar war schwarz, das Lächeln hell. Ina dachte an Dave Gahan, den Sänger von Depeche Mode. Sie liebt Depeche Mode immer noch.

Sie setzten sich auf die Bank einer Umkleidekabine und ließen die Tür offen stehen. Von draußen fiel das schwache Licht der Fackeln herein, die im Sand steckten. Sie sprachen leise und seltsam vertraut miteinander, wie das nur geht, wenn es dunkel ist und die Stimme des anderen noch fremd. Seine klang sanft und irgendwie geheimnisvoll.

»Wovon hast du als Kind geträumt?«, fragte Ina.

Er dachte nach. »Von der Wahrheit, auch wenn ich gar nicht so genau wusste, was das ist. Aber ich hatte immer das Gefühl, dass die Erwachsenen nicht damit herausrücken.«

»Hast du sie gefunden?«

Er lächelte. »Manchmal ... Und du?«

Ina wusste ihre Antwort sofort. »Ich habe geträumt, groß zu sein. In der Grundschule war ich ja noch die Kleinste in meiner Klasse. Aber ich hatte Stelzen aus Holz, die waren grün. Darauf bin ich auch in der Wohnung herumgelaufen. Ich wollte ja immer groß sein.«

»Das hat dann auch geklappt.«

Sie winkte ab. »Das sieht nur so aus.«

»Nein«, sagte er und sah sie an. »Das glaube ich nicht.«

Ina dachte, dass er schon jetzt mehr von ihr wusste als jeder andere Typ. Sie schloss die Tür und schob den Riegel vor.

Irgendwann waren sie in der Kabine eingeschlafen, Inas Kopf auf seinem Schoß. Als sie aufwachte, hörte sie seinen

Atem, er ging ganz ruhig. Leise stand sie auf, blickte sich suchend um und verschwand hinter einem Busch. Als sie zurückkam, war er fort. Kein Zettel, keine Nachricht. Er war gegangen ohne ein Wort, vermutlich, weil er gedacht hatte, dass sie ohne ein Wort gegangen war.

Ina hatte noch eine Weile in der Tür gestanden und in die Nacht hinausgesehen, auf den im Mondlicht glitzernden See. So ist das, hatte sie gedacht, eine Chance ist vertan, nur weil man mal pinkeln musste.

Der Test einen Monat später war eindeutig: zwei rosa-farbene Striche, trotz Pille.

Ina hatte keine Telefonnummer, keine Mailadresse. Sie fragte Alex, ob sie einen Pixie kenne. Tat sie nicht. Keine ihrer Freundinnen wusste von einem Pixie, die Kolleginnen im Drogeriemarkt schüttelten den Kopf, die im Café auch. Kein Mensch, den Ina und Alex kannten, niemand aus ihrer Welt hatte von einem Pixie auch nur gehört.

Ina suchte im Netz: Pixie – ein Fabelwesen aus der englischen Mythologie. Eine Comicfigur. Ein Haarschnitt. Mit »s« am Ende: eine US-amerikanische Rockband. Ohne »e« am Ende: kleine Bilderbücher für Kinder. Sonst keine Tref-fer. Sie gab die Suche auf.

Zurück blieb nur sein Duft. Die Marke gab es im Drogeriemarkt. Wenn Ina sich unbeobachtet fühlte, sprühte sie etwas davon auf einen der Teststreifen aus Papier. Aber es duftete nie genauso wie er.

Ihr Blick fällt wieder auf die Fotos. Sie zeigen Henry im Kindergarten, in der Grundschule, auf dem Gymnasium. Er sei »zu Höherem berufen«, so hatte es Inas Vater gesagt. Ina wusste, dass diese Worte eigentlich ihr galten. Dass Henry als Erster in der Familie endlich mehr erreichen sollte

als den Realschulabschluss und einen Job im Einzelhandel oder, Gott bewahre, in einem Tattoo-Studio. Inas Vater arbeitete in einem Fotogeschäft, er fotografierte Menschen für Passbilder und Bewerbungsfotos, auch Hochzeitspaare oder Babys auf flauschigen Kunstfellen. Falls er davon geträumt haben sollte, dass eines seiner Fotos einmal berühmt werden würde, etwa so wie die elf Bauarbeiter auf einem Hochhaus-Stahlträger in New York, dann hat er es nie erwähnt. Er hat überhaupt wenig gesprochen.

Henry wird seinen Weg machen, denkt Ina. Das ist okay, auch wenn der Weg von ihr wegführt. Als er sie nach seinem Vater gefragt hatte, da war er fünf, hatte Ina ihm erzählt, wie es war. Ein paar Jahre später, als er alt genug war, hatte sie es ihm etwas genauer erklärt. Seitdem hat er nicht mehr gefragt. Sie sind eben zu zweit, bei anderen sind die Eltern geschieden. »Alles safe«, sagt Henry. Ina will das gerne glauben. Auch Henry will das gerne glauben. Das macht es leichter.

Sie betrachtet das Foto auf der letzten Seite: Henry auf dem Balkon seiner Großeltern, beim Zeitunglesen. Henry sagt, Papier habe keinen Algorithmus und er wolle nicht nur das lesen, was er ohnehin schon wisse. Das hat seinem Großvater gefallen. Doch als Henry ihm immer wieder Fragen stellte, wie er über den Lobbyismus denke, über Korruption, das Vermögen der Reichen, war sein Großvater ausgewichen. Mit Geld, murmelte er, kenne er sich nicht aus. Ina lächelt in sich hinein. Von mir hat Henry das nicht, denkt sie, diese Hartnäckigkeit.

Sie streicht zart über das Bild. Henry trägt immer Schwarz. Bei der Beerdigung sah er aus wie sonst. Anders als sie musste er weinen. Vielleicht auch, weil er spürte, dass Kindheit zu Ende geht.

Ina legt das Album beiseite. Da ist noch die Wärme in ihr, in ihrem Bauch. Sie hat etwas Versöhnliches. Ina steht auf. Sie muss ja weitermachen. Einfach immer weiter.

\* \* \*

Punkt 10.30 Uhr tritt Herr Bello ins Treppenhaus und schließt seine Wohnungstür. Er will einkaufen gehen, wie immer um diese Zeit. Wenn man nicht genau hinschaut, sieht Herr Bello ein bisschen aus wie Olaf Scholz, der ehemalige Bundeskanzler. Nur nicht so verkniffen. Er ist ein schmaler, sanfter Mann, der nicht viele Worte macht. Guten Morgen, schönes Wetter heute, so Sachen. Ab und zu geht Herr Bello in die Gaststätte »Zum Plaudern«, aber nur, wenn ihn jemand fragt, warum er so lange nicht mehr da war. Dann bestellt er ein Achtel Rotwein. Vielleicht war er ein fröhlicher Mensch, als seine Frau noch lebte, das kann sein.

Herr Bello heißt eigentlich ganz anders. Doch alle, die ihn kennen, nennen ihn so, angeblich, weil einst ein Nachbar, ein Italiener, bei seinem Anblick »Che bello!« ausgerufen haben soll. So schön ist Herr Bello zwar nun auch wieder nicht. Doch er strahlt etwas Schönes aus. Eine Würde.

Er hält sich sehr gerade. Wenn es kalt ist, trägt er einen Hut. Das macht sonst niemand hier in der Siedlung. Man besitzt nicht viel und schon gar keine Hüte. In diesen Tagen ist es zu warm dafür. In diesen Tagen liegt Veränderung in der Luft.

Herrn Bellos Blick fällt durch die offene Tür in die Nachbarwohnung. An der Garderobe hängt auf einem Bügel Frau Fransens beiger Übergangsmantel. Um den Kragen geschlungen das fliederfarbene Tuch, das sie dazu getragen hat. Es sei

sehr fein, hatte sie Herrn Bello einmal erklärt, doch es halte erstaunlich warm. Er hatte es berühren dürfen. Wie zart es war. Wie Mohnblumen, hatte Frau Fransen gesagt. Man dürfe sie nicht pflücken, dann verwelkten sie sofort. Das sei ein schöner Gedanke, hatte Herr Bello erwidert.

Jetzt ist Frau Fransen bei ihrem Mann. Manchmal denkt Herr Bello, dass er es auch so hätte machen sollen. Bei seiner Frau sein.

Neben der Garderobe steht ein Umzugskarton voller Bücher. Herr Bello tritt näher. An der Türschwelle bleibt er stehen und lehnt sich ein Stück in den Flur hinein. Er hört Schranktüren knarren und Gepolter von Dingen, die auf den Boden fallen. Wenn er selbst kein Geräusch macht, ist es in seiner Wohnung immer still.

»Entschuldigung?« Herr Bello räuspert sich. Er hat ja heute noch kein Wort gesprochen. Es hätten sogar zwei sein können, wäre Ina vorhin eine Minute später aus dem Haus gegangen. Aber das kann Herr Bello nicht wissen. Er ruft noch einmal, etwas lauter: »Entschuldigung?«

Ina kommt in den Flur. Ihrem Shirt sieht man an, dass sie ihre Hände daran abgewischt hat. Die Haare hat sie zu einem wilden Dutt zusammengebunden.

»Tag, Herr Bello.«

»Die Tür stand offen«, sagt er.

Ina macht eine unbestimmte Geste in die Wohnung hinein. »Ich gehe gerade alles durch. Morgen kommt ja die Entrümpelungsfirma.«

Überall hat sie Flaschen gefunden, in Schränken, in Schubladen, sogar in Töpfen und Vasen, immer Weinbrand, manche unberührt, andere halb leer. Hoffentlich, denkt Ina, beobachtet sie nachher niemand dabei, wenn sie mit

zwei klirrenden blauen Ikea-Taschen zum Altglascontainer geht.

»Mein Beileid noch mal.« Herr Bello überlegt, ob er Ina die Hand geben soll. Er lässt es bleiben.

»Okay.« Ina wischt sich über die Stirn.

Herr Bello versucht, die tätowierten Skelettknochen zu übersehen.

»Wie geht es Ihnen?«

»Gut«, sagt er, »gut, gut.«

Sie stehen einen Moment voreinander, ohne sich zu rühren.

»Möchten Sie vielleicht etwas haben?« Ina deutet auf den Umzugskarton. Zuoberst liegt *Liebe im weißen Kittel. Die Arztroman-Exklusiv-Edition*.

»Nein, nein«, sagt Herr Bello.

»Ich weiß ja gar nicht, wohin mit all den Sachen.« Ina schiebt einen Ärmel über die Schulter. Herr Bello bemerkt ein von Flammen umschlungenes Herz. Darin stand mal ein Name. Ina hat es sich vor vier Jahren stechen lassen, als sie dachte, diesmal sei es etwas anderes. Er hieß Alessandro. Als er ging, hat sie das Herz mit schwarzer Tinte ausgefüllt. »Meine Eltern haben alles aufgehoben, einfach alles. Mögen Sie Ferrero Küsschen?«

»Hm«, antwortet Herr Bello.

»Ich habe acht Schachteln gefunden. Können Sie sich das vorstellen? Acht Schachteln Ferrero Küsschen.« Ina seufzt. »Kommen Sie. Gucken Sie mal.« Sie dreht sich um.

Herr Bello zögert.

»Nun kommen Sie schon!«

Herr Bello betritt den Flur so vorsichtig, als täte er etwas Verbotenes. Er war noch nie in dieser Wohnung. Nicht ein

einziges Mal in den vierzehn Jahren, in denen er neben Inas Eltern gelebt hat. Gelegentlich hatte Herr Bello durch die dünnen Wände gehört, wie sie stritten, wenn Frau Fransen getrunken hatte.

Ina steht im Schlafzimmer vor dem Doppelbett, weißer Schleiflack, in dem ihre Mutter nur wenige Nächte allein verbracht hatte. Über dem Bett, an der geblühten Tapete, hing einmal ein hölzernes Kreuz. Die Umrisse sind noch zu sehen. Auf der Fensterbank stehen Töpfe mit Usambaraveilchen, an den Wänden hängen gerahmte Fotos: Inas Eltern beim Wandern, Ina als Kind an einem Strand, Henry, der zwischen den Wäschestangen Fußball spielt. Auf dem Bett liegen Schuhkartons voller Briefe und Postkarten und Notizzettel, zwei Heizkissen, Geschenkpapierrollen, Taschen, Wärmflaschen, leere Bilderrahmen, zwei kaputte Wecker, ein Paar grüne Kinderstelzen, Spielkarten, ein Malkasten, ein Teddybär, dem ein Ohr fehlt. Und acht Schachteln Ferrero Küsschen.

Einer der beiden Schränke steht offen. Herr Bello stellt die Einkaufstasche ab und schaut hinein. Darin hängen die Kleider, Blusen und Röcke von Inas Mutter. Sie mochte gedeckte Farben. Beige, Braun, Pastelltöne, kaum mal ein Muster. Herr Bello streckt eine Hand aus und streicht über die Stoffe, die Bügel schaukeln. Wer günstig kaufen wolle, müsse teuer kaufen, hatte Frau Fransen gern behauptet. Deshalb achte sie auf Sonderangebote, aber nur von den guten Marken. Die hielten viel länger, hatte sie gesagt, und sie gehe ohnehin nicht mit der Mode. Das sei bloß Geldschneiderei.

Herr Bello hatte das verstanden, er hat ein Auge für Qualität. Früher hat er als Verkäufer in einem Möbelhaus gearbeitet, da bekommt man einen Blick. Herr Bello sieht es den

Menschen an den Schuhen an, worauf sie Wert legen. Seine eigenen sind sorgfältig geputzt.

»Ihre Mutter war immer sehr schick.«

»Echt? Finden Sie?« Ina nimmt eine Bluse mit langen Ärmeln und Schleifenkragen aus dem Schrank. »Diese Farben. Bloß nicht auffallen. Das war ja ihr Ding.«

Man sieht, dass das auch Herrn Bellos Ding ist. Seine Frau hat gesagt, er solle doch einmal aus sich herausgehen. Herr Bello weiß nicht, wie man das macht. Er geht lieber in sich.

Ina schaut ihn nachdenklich an. Dann hält sie ihm die Bluse vor die Brust, direkt unter sein Kinn, wie zur Anprobe.

»Wissen Sie was? Die steht Ihnen.«

Herr Bello schaut an sich hinunter.

»Wirklich. Hier, nehmen Sie mal!« Ina drückt Herrn Bello die Bluse in die Hand. Er nimmt sie, es bleibt ihm gar nichts anderes übrig. Ina tritt einen Schritt zurück. »Da ist ein Spiegel.«

Herr Bello wendet sich um, zu dem Spiegel an der Innenseite der Schranktür. Falls er sich überrumpelt fühlen sollte, merkt man es ihm nicht an. Er betrachtet sich. Hebt die Bluse auf dem Bügel ein Stück höher, rafft sie mit der anderen Hand in der Taille zurecht. Er dreht sich nach links, nach rechts, dazu winkelt er jeweils ein Bein leicht an. Es sieht wie selbstverständlich aus.

»Probieren Sie sie doch mal an. Die Größe müsste passen. Und vielleicht den hier dazu.« Ina greift nach einem rotbraunen Rock. Sie klingt, als mache sie einen ganz gewöhnlichen Vorschlag. »Hier sind auch Strümpfe. Keine Bange, brandneu.« Sie reicht Herrn Bello eine Verpackung, Strumpfhose seidenglatt, Farbton Mandel, 40 DEN. »Gehen Sie gern ins Bad. Ich mache hier so lange weiter.«

Herr Bello steht unschlüssig da. Er schaut auf die Kleidungsstücke in seinen Händen, dann wieder zu Ina. Sie nickt ihm aufmunternd zu. Herr Bello macht kehrt, findet das Bad und schließt die Tür hinter sich ab.

Es gibt eine Duschwanne, ein Waschbecken, eine Toilette und ein winziges Fenster. Der Toilettendeckel ist mit grünem Plüsch bespannt. Herr Bello legt Bluse, Rock und Strumpfhose darauf ab. Dann setzt er sich auf den Wannенrand und zieht die Schuhe aus, die Strümpfe, die Hose, in dieser Reihenfolge. Herr Bello weiß, dass Männer in Strümpfen ohne Hose lächerlich aussehen, auch wenn niemand hinschaut. Er knöpft das Hemd auf. Darunter trägt er ein weißes Unterhemd ohne Ärmel. Er überlegt, ob er es anbehalten soll. Herr Bello hat sehr wenige Haare, auf dem Kopf und auch auf der Brust. Er zieht es aus. Jetzt trägt er nur noch einen Slip. Seine Frau hat scherzhaft »Schlüpfer« dazu gesagt. Herr Bello sagt das nie.

Er nimmt die Strumpfhose aus der Verpackung, fragt sich, wo vorne und hinten ist. Er rollt ein Strumpf Bein auf, so wie er es bei seiner Frau gesehen hat, und streift es über sein rechtes Bein. Genauso geht es mit dem linken. Herr Bello spürt, wie sich das feine Gewebe um seine Haut spannt. Er zieht die Strumpfhose über die Hüften hoch und streckt die Beine, ganz vorsichtig, wegen der Laufmaschen, das Problem ist Herrn Bello bekannt. Danach knöpft er die Bluse auf, schlüpft hinein, knöpft sie wieder zu und bindet die beiden Bänder am Kragen zu einer lockeren Schleife. Er steigt in den Rock, der bis knapp über die Knie reicht, schließt den Reißverschluss an der linken Seite. Der Rock passt, er schmiegt sich an Herrn Bellos Figur.

So steht er da.

Es gibt keinen Spiegel außer einem kleinen über dem Waschbecken, der etwas zu hoch angebracht ist. Darin kann Herr Bello nur sein Gesicht sehen. Er schaltet das Licht an. Seine Wangen sind gerötet, als wäre er gerannt. Sein Herz aber schlägt ruhig und gleichmäßig. Er betastet die Kleider, spürt ihre seidige Kühle. Wenn er mit einem Bein über das andere streicht, knistert die Strumpfhose. Er richtet die Schleife, seine Augen blicken groß und wach.

Er dreht den Schlüssel im Schloss, legt eine Hand auf die Klinke und drückt sie hinunter. Er streckt die Zehen, nimmt den Teppich unter seinen Füßen wahr. Bis zum Schlafzimmer sind es nur ein paar Schritte.

Ina hört ihn nicht kommen. Sie kniet gerade vor einem Nachttischchen, die Schublade ist voller Schachteln mit abgelaufenen Medikamenten. Gegen Bluthochdruck. Gegen Kreislaufschwäche. Gegen Rückenschmerzen, Bauchschmerzen, Kopfschmerzen. Gegen depressive Verstimmungen. Ina öffnet die Packung, es fehlt keine einzige Tablette.

Herr Bello klopft an den Rahmen der Schlafzimmertür.

Ina sieht über die Schulter zu ihm hin. »Wow!«

Herr Bello schaut an sich hinab, dann blickt er wieder zu Ina. Er zupft eine unsichtbare Staubflocke fort.

»Sie sehen toll aus.«

Herr Bello stellt sich vor den Spiegel, richtet sich auf und hebt das Kinn ein Stück an. Er dreht sich ins Profil, erst auf die eine, dann auf die andere Seite.

Ina tritt von hinten an ihn heran. Sie legt eine Hand auf seine Schulter, ganz leicht, um ihn nicht zu erschrecken. Doch Herr Bello wirkt nicht erschüttert. Und wenn, dann im guten Sinn.

»Das ist ja wie für Sie gemacht.«

Herrn Bellos Spiegelbild schaut Herrn Bello an. Vielleicht wähnt er sich in diesem Moment bei seiner Frau, so sieht er aus. Als wäre er ihr so nah wie lange nicht mehr. Das muss ein schönes Gefühl sein. Ein Gefühl von Liebe. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. Leise sagt er: »Che bello.«

## IN DEM VERWUNDERLICHE VERWANDLUNGEN VOR SICH GEHEN

Zur selben Zeit, es ist 11.14 Uhr, betritt Samy, Pächter und Koch der Gaststätte »Zum Plaudern«, das Lebensmittelgeschäft in der Hausnummer 22. Eigentlich heißt er Herr Thirugnanasampanthan, aber das dauert natürlich zu lang. Seine Spezialität ist das Curry-Schnitzel »Colombo« mit Mango-Chutney, das nie jemand bestellt. Herr und Frau Arslan wissen, dass er aus Sri Lanka stammt. Samy ist klein und schwächig. Er wirkt immer ein wenig traurig, auch wenn er lächelt. Aus seinem Mund klingt jedes deutsche Wort erstaunlich weich, Kotelett zum Beispiel oder Kartoffelkrokette. In seine Wohnung geht er nur zum Schlafen. Dort wartet niemand auf ihn. Vermutlich hat sein Lokal deshalb keinen Ruhetag.

Umgekehrt weiß Samy, dass Herr und Frau Arslan das Geschäft von Herrn Arslans Eltern übernommen haben, vor sieben Jahren, als der Juni besonders heiß war. Er weiß auch, dass sie direkt über ihrem Laden wohnen und dass sie eine Tochter haben, Selin, und einen Sohn, Tugrul, beide gehen noch in die Grundschule. Er weiß, dass es bei den Arslans die besten Papayas gibt. Und er mag das süße Gebäck mit Pistazie, dessen Namen er sich nicht merken kann. Manchmal

reicht ihm Frau Arslan ein Stück davon über die Theke, als sei er ein Kind, dem man eine Wurstscheibe schenkt.

»Habt ihr glatte Petersilie da? Hab ich vergessen, im Großmarkt zu kaufen.«

»Blöde Frage«, erwidert Frau Arslan, »wir sind ein türkisches Lebensmittelgeschäft.« Sie streckt Samy ein Bund entgegen, das so groß ist wie ein Blumenstrauß.

»Was kostet das?«

»Eins fünfzig. Was machst du denn damit? Das ist bloß Dekoration für deine Schnitzel, oder?«

»Ihr wisst doch, wie die Deutschen sind.« Samy rollt mit den Augen. »Das gehört sich so. Ich glaube, man nennt das Serviervorschlag.«

»Man kann so leckere Sachen aus Petersilie machen«, schwärmt Frau Arslan.

»Das musst du mir nicht sagen.« Samy leckt sich die Lippen, sein Blick geht in die Ferne. »Coconut Sambol.« Kokosnuss-Chutney mit Chili. Seine Mutter gab immer Petersilie hinzu.

»Bulgurklößchen mit Petersilie«, schlägt Frau Arslan vor.

»Cashewcurry mit Petersilie«, steuert Samy bei.

»Lahmacun mit Petersiliensalat«, wirft Herr Arslan ein.

Frau Arslan seufzt. »Gözleme mit Spinat und Petersilie.« Samy stöhnt. »Grüne Reissuppe!«

»Dolma!«, übertönt ihn Herr Arslan.

»Ciorbă de burtă!«, ruft eine Kundin aus dem Hintergrund.

Die drei drehen sich zu ihr um.

»Was ist das?«, fragt Frau Arslan.

»Kuttelsuppe.« Die Kundin hält ein kleines Mädchen an der Hand. »Erst mit Petersilie wird sie ein Gedicht.«

»Was ist Kuttel?«, fragt Samy.

»Das willst du nicht wissen«, antwortet Frau Arslan.

»Was darf es bei Ihnen sein?«

»Zwei Sesamkringel.« Die Kundin deutet darauf. »Aber bitte nicht so dunkle.«

Samy legt zwei Münzen auf die Theke. »Wusstet ihr, dass im Flugzeug der Pilot und der Co-Pilot niemals das Gleiche essen? Aus Sicherheitsgründen.«

Herr Arslan gähnt. »Ach was.«

»In der Londoner U-Bahn bleiben jedes Jahr achtzigtausend Regenschirme liegen«, merkt Frau Arslan an.

»Wenn man zwei Eier aneinanderschlägt, zerbricht immer nur eines davon.« Die Kundin bezahlt die Sesamkringel.

»An einer Supermarktkasse in Deutschland wartet man durchschnittlich sieben Minuten«, verkündet Samy.

»Bei uns nicht«, betont Herr Arslan.

»Kinder stellen pro Tag etwa vierhundert Fragen«, behauptet Frau Arslan.

»Was Sie nicht sagen.« Die Kundin zieht das kleine Mädchen hinter sich her aus dem Laden.

»Das Herz eines Blauwals ist so groß wie ein Kleinwagen.« Samy wendet sich zur Tür.

Herr Arslan flüstert seiner Frau zu: »Zitronen schwimmen an der Wasseroberfläche, Limetten sinken herab.« Dann küsst er ihr Ohrläppchen. Frau Arslan hat schöne feste Ohrläppchen. Bei der Berührung zuckt sie zurück.

Zum Abschied schwenkt Samy die Petersilie wie einen Cheerleader-Pompon.

\* \* \*

Herr Bello zieht Hemd und Hose wieder an. Die Bluse, den Rock und die Strümpfe legt Ina für ihn in einen Umzugskarton.

»Nehmen Sie ruhig mit, was Ihnen gefällt.« Ina ist froh, wenn sie das alles los ist, die Kleider, die Farben und dieses Gefühl der Beklemmung, das sie immer verspürt in der Wohnung ihrer Eltern.

Herr Bello sucht sich weitere Blusen, Röcke und Strümpfe aus, dazu zwei Sommerkleider, eine Strickjacke und auch den Übergangsmantel mit dem feinen Tuch. Nur die Schuhe sind ein Problem. Herr Bello probiert ein ungetragenes Paar an, das Ina ganz hinten im Kleiderschrank gefunden hat. Es sind schlichte flache Sandalen. Vermutlich hat ihre Mutter sie dort vergessen.

»Sie sind zu klein.« Herr Bello deutet auf seine eigenen Schuhe. »Aber meine passen nicht dazu.«

Ina nickt. »Sie werden neue brauchen.«

»Möglich«, sagt Herr Bello.

Er legt seine Einkaufstasche auf den Karton und trägt beides in den Flur. Auf der Türschwelle bleibt er stehen und schaut ins Treppenhaus. Niemand zu sehen, alles ist ruhig. Dann geht er hinüber zu seiner Wohnung, schließt sie auf, das Geräusch hallt von den kahlen Wänden wider. Herr Bello bringt den Karton in sein Schlafzimmer und geht noch einmal zurück.

Ina ist jetzt in der Küche, sie wirft abgelaufene Lebensmittel in eine große schwarze Mülltüte. Haferflocken. Backpulver. Semmelknödel im Kochbeutel. Überall stehen bunte Plastikbehälter. Ihre Mutter hat früher als Buchhalterin bei einem Küchenartikelhersteller gearbeitet. Sie brachte oft Dinge mit kleinen Produktionsfehlern mit nach Hause. Des-

halb besitzt Ina vieles, was sie nicht braucht, wie etwa die dreieckige Dose, in die ein einzelnes Kuchenstück passt. Ihre Mutter besaß fünf davon.

Herr Bello steht da und beobachtet Ina. Er weiß, wie es ist, wenn man übrig bleibt. Er klopft an die offene Küchentür.

Ina zuckt zusammen. »Müssen Sie immer so leise sein?«

»Ja«, sagt Herr Bello.

Ina streift die Gummihandschuhe ab. Sie kommt auf ihn zu, sieht ihn prüfend an und bemerkt etwas in seinem Blick. Eine Öffnung. Als habe er in sich eine neue Welt entdeckt. »Vielleicht werden Sie ja nun etwas lauter.« Es hört sich nicht wie eine Vermutung an.

Herr Bello schaut zu Boden. »Sie erzählen doch niemandem etwas davon? Ich meine, weil ...«

»Weil die Leute reden könnten?« Ina weiß, was Leute reden können.

Herr Bello nickt.

»Alles safe«, sagt Ina.

Herr Bello glaubt, dass das eine Zustimmung ist. Er hat nun ein Geheimnis, das er mit jemandem teilt. Eine eigenartige Erfahrung.

Sie gehen schweigend zur Wohnungstür. Herr Bello tritt in den Hausflur, dann dreht er sich noch einmal zu ihr um. »Ziehen Sie eigentlich hier ein?«

»In die Wohnung meiner Eltern?«, fragt Ina, als wäre das eine wahnwitzige Idee. »Bloß nicht. Auch wenn die größer ist. Aber die ist ja auch viel teurer. Die Hausverwaltung hat schon jemanden gefunden.«

»Ach so.« Herr Bello zögert, dann streckt er die Hand aus. Ina legt ihre hinein, sie halten einander fest für einen kurzen Moment. Herr Bello blickt ihr ernst ins Gesicht. »Danke.«

»Ist schon okay.«

Ina schließt die Wohnungstür hinter sich, geht zurück in die Küche und blickt auf das Chaos. Ihr kommt das Märchen in den Sinn, in dem aus einem verzauberten Topf unentwegt süßer Brei quillt.

Über der Spüle stehen Kochbücher auf einem Regalbrett. Ihre Mutter hat solche Gerichte zubereitet, die Samy mit Petersilie dekorieren würde. Eine Mahlzeit aus drei Teilen, Fleisch, Gemüse, Sättigungsbeilage. Spaghetti bolognese war ihr einziges Zugeständnis an veränderte Zeiten, die ihr immer unübersichtlicher erschienen.

Ina nimmt eines der Bücher in die Hand, es sieht abgegriffen aus: *So kocht die junge Hausfrau*, aus den Siebzigerjahren, noch vor Inas Geburt. Auf manchen Seiten hat ihre Mutter Bemerkungen an den Rand geschrieben, korrigierte Mengen- oder Zeitangaben. Mit den Jahren und mit dem Trinken wurde ihre Schrift immer schwerer leserlich.

Daneben steht der Hefter mit Rezepten, die Inas Mutter aus Zeitschriften ausgeschnitten oder auf kariertem Papier notiert hat. Sie mochte die Kochsendungen im Fernsehen. Viele der Seiten sind gewellt und fleckig. Ina sieht ihre Mutter am Küchentisch sitzen, vor sich, auf der Wachstuchdecke ausgebreitet wie ein zu großes Puzzle, die Supermarktprospekte mit Sonderangeboten. Meist wurde gegessen, was es gerade günstiger gab. Ihre Eltern hatten nichts zu vererben. Das, was auf dem Konto war, reichte eben so für die Beerdigungen und für alles andere, was es zu erledigen gibt, wenn ein Leben zu Ende gegangen ist.

Ina blättert bis zu dem Rezept für »Bandnudeln mit Bröseln«. Wenn sie als Kind krank wurde, war ihre Mutter fürsorglich wie sonst nie. Dann setzte sie sich zu Ina auf

die Bettkante, befühlte ihre Stirn und sagte: »Kleines, was machst du für Sachen.« Ina durfte sich etwas zu essen wünschen. Sie wollte immer nur Bandnudeln mit in Butter gebratenen Semmelbröseln und dazu Obst, das ihre Mutter selbst einkochte. Das war ihr Trostessen. Ina kann sich noch gut daran erinnern, wie es schmeckte. Wenn sie es selbst kocht, schmeckt es anders und falsch.

Neben dem Rezept steht ein kurzer Satz, mit Bleistift geschrieben, er ist fast verblasst. Ina dreht das Papier ins Licht und hält es sich dicht vor die Augen. »Ina mag Apfelkompott«, steht da. Drei Worte, scheinbar belanglos.

Ina spürt, wie Hitze in ihr aufsteigt und noch etwas anderes. Sie öffnet das Fenster und hält sich mit beiden Händen am Rahmen fest, als drohte sie sonst hinauszufallen. Ihr Atem geht schnell. Jetzt, um 12.21 Uhr an diesem Montag, kann sie sich nicht mehr wehren, und sie will es auch nicht. Sie lässt die Tränen kommen und den Schmerz, gegen den sie sich so lange gewappnet hat.

»Ina mag Apfelkompott.« Das klingt nach Liebe. Endlich einmal nach Liebe.

\* \* \*

Henry ist längst fertig. Er hat seine Klausur als Erster abgegeben, das tut er meistens. Henry gehört zu den Jahrgangsbesten, auch in Sport. Sein Freund Jamal sagt, das bekomme sonst niemand hin, so schlau und dabei so lässig zu sein.

Henry sitzt auf den Stufen vor dem Haupteingang der Schule, sie liegt an der Straße, die zur Siedlung führt. Sie ist gesperrt. Eine Gruppe Bauarbeiter reißt die Asphaltdecke auf, sie verlegen neue Leitungen oder Glasfaserkabel. Henry

nutzt die Zeit, um sein Spanisch zu verbessern, dafür hat er eine App. Jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde. »Si no vas por todo, no vayas«, sagt die Frauenstimme in der App, dann übersetzt sie: »Wenn du nicht alles mitmachst, dann lass es.« Henry zieht die Stirn in Falten. Das ergibt doch keinen Sinn.

Wenn er nur wüsste, wie er es Ina sagen soll. Es war Jamals Idee gewesen. Nächstes Jahr, nach dem Abitur, wollen sie zusammen ein Freiwilliges Soziales Jahr machen, in Lateinamerika. Die Bewerbungsformulare liegen versteckt in Henrys Schreibtisch. Die Frist läuft bald ab.

Der Baggerfahrer ruft etwas auf Spanisch. Er ruft es jeden Tag zur selben Zeit, um genau 12.30 Uhr. »Pausa! Tengo hambre!«

Henry hat auch Hunger.

Jamal sagt, dass Henry endlich etwas sehen müsse von der Welt, über die er so viel weiß. Henry war noch nie am Meer. Außer an der Nordsee, aber irgendwie zählt das nicht. Er war auch noch nie *im* Meer, nur bis zu den Knöcheln. Für den Rest war es zu kalt. So gehe das nicht, meint Jamal. Man könne nicht bald volljährig und noch nie im Meer gewesen sein. Das werde Henrys Mutter schon verstehen.

In seinem Rucksack entdeckt Henry noch einen Müsliriegel. Das Meer ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass Ina sagen würde, mach das, unbedingt, und dass Henry ihr ansehen würde, wie sie sich zusammenreißt, damit es ungezwungen klingt. Um es ihm leichter zu machen, würde sie es sich selbst schwerer machen. Das Problem ist, zu wissen, dass sie Angst vor dem Alleinsein hat, und sie trotzdem allein zu lassen.

Henry kaut. Jamal hat gut reden. Er hat zwei Geschwister

und Eltern, die zusammenleben. Ina hat niemanden außer Henry, nicht mal mehr ihre Eltern. Wenn Henry in seiner Kindheit bei ihnen war, gab es alles, was er mochte. Irgendwann war es mit Pfannkuchen jedoch nicht mehr getan. Da hat Henry gemerkt, dass etwas nicht stimmte zwischen Ina und ihren Eltern. Und auch zwischen ihm und seinen Großeltern. Da war eine Kälte, die ihn frieren ließ, so innerlich.

Wenn er Ina sagt, dass sie mal wieder einen Typen brauche, sagt er das auch für sich selbst. Es wäre leichter. Alles wäre leichter. Es müsste nur einer sein, bei dem es endlich mal etwas anderes wäre. Einer, der bleibt. Typen, die gehen, hatte Ina genug.

Henry zerknüllt das Müsliriegelpapier. Ina macht es ihm immer leicht. Wenn er zum Abendessen Freunde mitbringt, die ein viel größeres, viel schöneres Zuhause haben – und das haben die meisten, Jamal sowieso –, dann gleicht Ina das aus. Alle finden sie cool mit ihren Tattoos, den blondierten Haaren und dem lauten Lachen. Und ihre Käsemakkaroni sind Weltklasse. Alle wollen mit zu Henry, da gibt es keinen Stress. Er weiß das zu schätzen. Er kennt die Stimmung in den Familien seiner Freunde, die ist bei manchen längst nicht so locker. Auch deshalb bringt er Ina Frühstück ans Bett, und am Wochenende trägt er Zeitungen aus, dann reicht das Geld sogar für frische Himbeeren. Henry will es Ina auch leicht machen. Unbeschwert sein, weil das Leben sonst schwer genug ist. Er hat früh damit angefangen, er war ein Kind, das schnell lernte und freundlich war. Es würde etwas bedeuten, wenn er nun mit dem Leichtmachen aufhörte. Im nächsten Frühjahr wird er achtzehn, dann ist er erwachsen. Es wäre okay, wenn er endlich mal nur an sich selbst denken würde. Er traut sich nur noch nicht.

»Hey, du Streber!« Jamal kommt auf Henry zu. Seine schwarzen Locken wippen im Takt seiner Schritte.

»Stunden später«, lästert Henry.

»Ach komm, zehn Minuten vor Schluss, für mich okay. Und wie lief's bei dir? Nein, sag nichts. Ich kann's mir denken: alles safe.«

Henry steht auf.

»Wir müssen wieder rein.«

»Geh schon mal vor, ich komm nach.« Henry läuft auf die Straße, zu dem Baggerfahrer.

Herr García sitzt quer in der Fahrerkabine, lässt die Beine ins Freie baumeln und isst kalte Tortilla aus einer metallenen Brotdose.

»Hi«, sagt Henry, »darf ich Sie etwas fragen?«

Herr García nickt mit vollem Mund.

»Sie sprechen Spanisch, oder?«

»Hm.«

»Wie verstehen Sie den Satz ...« Henry liest ihn von seinem Handy ab. »Si no vas por todo, no vayas?«

Herr García schluckt den Bissen hinunter. »Das heißt: Ganz oder gar nicht.«

»Ist das ein Sprichwort?«

»Tu etwas aus vollem Herzen, oder lass es bleiben. Haz algo con todo tu corazón o no lo hagas.« Herr García weiß, wovon er spricht. Sein Herz gehört seinem Bagger, ganz und gar.

»Gracias«, sagt Henry.

Herr García schaut ihm hinterher. So jung, denkt er, und so eine Sehnsucht im Blick.

»Weiter geht's«, ruft ein Kollege.

No eres lo que logras, denkt Herr García. Eres lo que

superas. Du bist nicht das, was du erreichst. Du bist das, was du überwindest.

»Erst aufessen«, gibt er zurück.

\* \* \*

Unter dem Pflaster liegt der Strand. Noch so ein Spruch, den Herr García kennt, er kann ihn jedoch nicht bestätigen. Unter dem Pflaster liegen Steine, Splitt, Lehm und Schotter. Das ist es. Trotzdem achtet Herr García darauf, womit er den Löffel füllt, denn es heißt Löffel und nicht Schaufel. Ingeheim hofft er, es könnten sich eines Tages Knochen darin befinden oder, noch besser, ein ganzes menschliches Skelett. Die Polizei würde kommen, und auf seiner Baustelle würde es endlich einmal wie im Fernsehen zugehen. Man würde den Fundort mit rot-weißem Flatterband absperren, das jemand hochhalten würde, damit die Kriminalkommissare darunter hindurchgehen könnten. Man würde ein Zelt Dach über die Grube spannen und Lampen aufstellen, die heller strahlten als die Sonne. Menschen in Schutzanzügen würden sich über die Knochen beugen und mit feinen Pinseln darüberstreichen. Man würde alles fotografieren, das Skelett, die Grube und auch Herrn García, denn er wäre ein wichtiger Zeuge, der wichtigste überhaupt. Er würde erzählen, wie sich alles zugetragen hat, und man würde ihm zuhören, denn er hätte etwas zu sagen. Herr García wüsste nicht, wie ihm das sonst gelingen sollte. Er spricht nicht viel, auf der Baustelle ist es ohnehin zu laut. Vielleicht ließen ihn die Kommissare sogar weiter baggern, auf der Suche nach weiteren Leichen.

Bisher aber hat noch nie ein Toter im Löffel gelegen, kein

Schädel, keine Kniescheibe, nicht ein winziges Knöchelchen. Dafür hat Herr García manches andere in der Erde unter den Straßen dieser Stadt gefunden. Rohre und Kabel, auch zersprungene Blumentöpfe, halbierte Backsteine, D-Mark-Münzen, sogar eine verrostete Posaune. Er hat auch miterlebt, wie sich nach dem Bruch eines Wasserrohres mitten auf der Fahrbahn ein Krater auftat, drei Meter tief, fünf Meter im Durchmesser. Zwei parkende Autos stürzten hinein, zum Glück – oder leider, dachte Herr García, doch das sagte er natürlich nicht laut – saß niemand darin.

Er liebt seine Arbeit, bei jedem Wetter. Zu heiß ist es ihm nie, und wenn es regnet oder schneit, dann tut es das eben, dann trägt Herr García eine Mütze mit Ohrenklappen und atmet die feuchte Luft ein, die nach Lehm und Diesel riecht. In der Mittagspause streckt er die Beine aus und spuckt, wenn niemand hinschaut, einen Olivenkern in das Loch, das er gegraben hat.

Viel Zeit, endlich ein Skelett zu finden, bleibt ihm nicht, bis zur Rente ist es nicht mehr lang. Aber ein Leben ohne Bagger ist für Herrn García undenkbar. Deshalb will er sich etwas dazuverdienen, wenn es so weit ist, als Aushilfe auf dem Steinbruchgelände außerhalb der Stadt, wo jedermann eine Stunde lang Bagger fahren kann. Herr García versteht, dass das für manchen einen Kindheitstraum wahr werden lässt, und als Einweiser mit Hingabe und Sachverstand würde er sich gut machen. Seinem Enkel Pedrito hat er einen Spielzeugbagger geschenkt. Einen, auf dem man sitzen kann.

Herr García arbeitet gewissenhaft. Er füllt den Löffel, schaut hinein, dann kippt er den Inhalt in einen Container. Es ist eine fließende, fast elegante Bewegung. So geht das Stunde um Stunde. Es wird ihm nicht langweilig.

Jetzt aber stutzt Herr García. Zwischen Asphaltstücken und Erde lugt etwas hervor. Herr García kann es noch nicht erkennen, aber es sieht doch aus wie ... Sein Puls geht schneller. Er schaltet den Motor aus, klettert aus der Fahrerkabine, bemüht sich um einen sicheren Schritt. Er neigt sich über das Loch, das nicht sehr tief ist. Eine Hand. Kein Zweifel. Aus der Erde, die erstaunlich rot ist, ragt eine Hand. Herr García schaut genauer hin. Er verspürt keine Furcht, keinen Ekel. Die Hand wirkt gut erhalten, es sind keine Spuren von Blut zu sehen.

Herrn García ist bewusst, dass er sich beherrschen muss. Man darf ihm nichts anmerken, das würde nur verdächtig wirken. Niemand wäre begeistert, eine Hand in der Erde unter der Straße zu finden. Niemand außer Herrn García.

Er kann den Jubel jedoch kaum zurückhalten. Jetzt würde es geschehen, wie im Fernsehen. Er würde vor einer Kamera stehen und erzählen, wie besonnen er gehandelt hat. Man würde ihn in seinem Bagger filmen, und er könnte zeigen, wie kunstvoll er die Maschine beherrscht. Man würde ihn nach seinem Namen fragen. Francisco García. »Aber alle«, würde er sagen, »nennen mich Paco.« Ein Name, den man sich merkt. Sein Enkel wäre stolz auf ihn.

Herr García weiß, dass er nichts anfassen darf. Er will jedoch sichergehen, dass da nicht noch mehr ist. Ein Arm oder ein Bein oder womöglich eine ganze Leiche. Herr García ermahnt sich, ruhig zu bleiben, sich nicht zu früh zu freuen. So viele Jahre hat er auf diesen Moment gewartet, bis heute um 13.21 Uhr, nun kommt es auf wenige Minuten nicht mehr an.

Er nimmt eine Schaufel und stupst die Hand mit ihr an, vorsichtig, nahezu zärtlich. Er kann spüren, dass sie nicht

nachgibt, dass sie sich fest anfühlt. Vielleicht lag sie bis vor Kurzem in einem Gefrierfach, überlegt Herr García. Er hat von wahren Verbrechen gelesen, in denen tiefgekühlte Körperteile eine entscheidende Rolle spielen. Er führt die Schaufel unter die Hand und hebt sie ein Stück an. Erde fällt herunter. Und dann hat er keinen Zweifel mehr.

Es gibt keinen Arm. Es gibt auch kein Blut. Es ist die Hand einer Schaufensterpuppe.

Die Enttäuschung trifft Herrn García wie ein Schlag. Er lässt die Schaufel sinken. Dann schaut er auf, in die Gesichter seiner Kollegen, Erik, Vicente und Jaron. Er hat gar nicht bemerkt, dass sie sich um ihn herum versammelt haben. Sie deuten auf ihn und die Hand, und sie lachen.

»Nicht böse sein, Paco!«

Sie haben ihn reingelegt.

»Hast du dich auch schön gegruselt?«

»Dein Blick war unbezahlbar!«

Herr García hat zwei Möglichkeiten. Er entscheidet sich schnell. Er bückt sich und ergreift die Hand, es sieht aus, als wolle er jemanden begrüßen. Das befeuert das Lachen seiner Kollegen, und Herr García lacht mit, obwohl ihm nicht danach zumute ist. Er holt Schwung und wirft ihnen die Hand vor die Füße. Johlend laufen sie auseinander.

»Idiotas«, sagt Herr García und meint es gar nicht so veröhnlich, wie es klingt. Er steigt wieder zurück in die Fahrerkabine. Baggern. Einfach weiter baggern. Das ist jetzt das Einzige, was hilft. Herr García ahnt nicht, dass er nur wenige Löffel von dem Fund entfernt ist, der vieles, wenn nicht alles verändern wird.